

JULIA KRÖHN

Der Pakt
der Frauen

JULIA KRÖHN

Der Pakt
der Frauen

ROMAN

HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 03/2024

Copyright © 2024 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Redaktion: Tamara Rapp

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: FAVORITBÜRO, München,

unter Verwendung von © GettyImages (Westend61),

Shutterstock.com (AnnAnastasia)

Herstellung: Mariam En Nazer

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH

ISBN: 978-3-453-27421-1

www.heyne.de

PROLOG

Sie räumte die Blechnäpfe ab, die so blank waren, als hätte man sie mit einem Scheuertuch gewienert. Die Frauen hatten sie nach dem Essen gierig abgeleckt, um keine Krume, keinen Tropfen zu verschwenden. Sie wusste trotzdem noch, welche Gerichte sich auf jedem einzelnen Blechnapf befunden hatten. Pierogi waren es in dem einen gewesen – dünne Teigtaschen mit einer schmackhaften Füllung aus Kartoffeln und Quark. Kúrtöskalács in dem anderen – Baumstriezel aus Hefeteig, der, auf ein Stück Holz gerollt, über dem offenen Feuer gebacken und mit Zimt und Nüssen bestreut wurde. Ein weiteres Gericht waren Pelmeni gewesen – mit Hackfleisch, Zwiebeln, Sahne und Pfeffer gefüllte Küchlein. Nur die Butter, um sie darin zu schwenken, hatte gefehlt.

Obwohl sie so sauber schienen, waschen wollte sie die Näpfe trotzdem. Es gab in der Baracke kein ordentliches Waschbecken, lediglich einen unförmigen Trog, der einer Viehtränke glich und in dem aus einem Schlauch ein bräunliches Rinnsal floss. Sie schüttelte ihn in der Hoffnung, dass doch noch ein Schwall folgen würde, und bei der heftigen Bewegung entglitt ihr einer der Blechnäpfe.

Ein lautes Scheppern ertönte, als er auf dem Steinboden landete. Fast genauso laut klang ihr eigenes nervöses Auflachen. Sie biss sich sofort auf die Lippen und schalt sich, solchen Lärm gemacht zu haben. Doch ein prüfender Blick zum Kinderwagen

verriet, dass ihre kleine Tochter unter dem Faltdach immer noch tief und fest schlief.

Was für ein Glück, dass sie keine Porzellanteller hatten – die hätten den Fall niemals heil überstanden. Gerade als sie den Napf aufheben wollte, zerriss ein ohrenbetäubendes Geräusch die Stille. Sie hatte das Gefühl, dass etwas in ihrem Inneren zerplatzte, und diesmal zuckte sie nicht bloß zusammen, sondern krümmte sich, als hätte sie einen Schlag in die Magen-grube erhalten. Wieder ließ sie den Blechnapf los, wollte die Hände unwillkürlich auf die Ohren pressen, hielt mitten in der Bewegung inne.

War das ein Schuss gewesen? Oder war doch nur eine Tür zugefallen?

Obwohl immer noch kein Mucks aus dem Kinderwagen kam, hastete sie darauf zu und beugte sich darüber. Die Tochter atmete tief und regelmäßig, doch als sie die Hand heben, ihr zärtlich über die Wange streicheln wollte, tief den milchigen Geruch einatmen, etwas süßlich, etwas ranzig, tröstlich und wärmend, ertönte noch ein Schuss. Nein, eine ganze Salve.

Die Kleine riss Augen und Mund auf und gab ein Gebrüll von sich, das im Lärm der Schüsse unterging. Kurz darauf verstummte dieser, und aus dem Gebrüll wurde ein nadelspitzer Ton, der auch dann nicht abbriss, als die Kleine den Mund zumachte. Er schien zwischen ihren Ohren gefangen zu sein wie eine blindwütige Fliege.

Sie stürzte zur Luke, die kaum breiter als ihre Hand war, starrte hinaus. Beim Anblick der Eiszapfen, die vor dem Fenster hingen, dick wie Gitterstäbe, erschauderte sie unwillkürlich. Nie in ihrem Leben hatte sie so gefroren wie in diesem bitterkalten Februar 1945. Kniehoch ragten draußen die Schneewehen auf, ein weißes Meer, in dem sie vorhin fast versunken war. Als der Mond nun hinter einer Wolke hervorgekrochen kam, konnte sie kurz die Spuren ihrer Stiefel sehen. Sie glichen dunklen Löchern, während die Schwarzpappeln und Ulmen, die das Grundstück begrenzten, vom Mondlicht versilbert wurden.

Die Bäume standen nicht sehr dicht nebeneinander. Bei Tageslicht konnte man in der Ferne das Riesengebirge erahnen, das mit seinen grünen Armen weit ins schlesische Tiefland hineingriff. Und ganz in der Nähe erhoben sich die Türme von Hirschberg. Jetzt verlor sich alles in Schwärze. Eine Wolke schob sich gerade wieder vor den Mond, und eine andere Lichtquelle gab es nicht. Die Straßenlampen waren längst nicht mehr in Betrieb, die Fenster der nahen Häuser mit schwarzen Papierrollen abgedunkelt, wie es Vorschrift war. Und so spät am Abend waren auch keine Autos und Militärwagen mehr unterwegs, die sich tagsüber auf den Straßen stauten, gemeinsam mit unzähligen Pferdewagen, weil jeden Tag neue Flüchtlinge aus dem Osten eintrafen.

Unwillkürlich hielt sie den Atem an, sah nichts, hörte nur Katharinas Wimmern. Sie sollte sie auf den Arm nehmen, sie an sich pressen, ihr beruhigende Worte zuraunen.

Aber als sie sich von der Luke abwenden wollte, fiel plötzlich der Schein einer Taschenlampe auf die Schneewehen. Sie waren blutrot.

1. KAPITEL

1976

Sie war die einzige Frau hier. Irritiert starrte ein Meer von Männern in ihre Richtung, während sie erhaben über sie hinwegblickte. Oder gleichgültig – so genau ließ sich das nicht sagen, schließlich handelte es sich bei der Frau um eine Marmorstatue ohne differenziertes Mienenspiel. Während die männlichen Statuen im Arkadenhof der Universität Wien große Wissenschaftler darstellten, war sie Kastalia, jene Nymphe, die diese zu Dichtung und Weisheit inspirierte.

»Wünsch mir Glück«, flüsterte Katharina ihr zu.

Jedes Mal, wenn sie Kastalia so stoisch im Kreis der Männer stehen sah, tankte sie in ihrem Schatten Mut und Selbstbewusstsein. Und fast immer war ihr zum Scherzen zumute.

»Sei übrigens froh, dass du deinen Kopf behalten hast.«

Die Wiener Universität hatte im Krieg manchen Bombentreffer abbekommen, und anders als bei der Hofburg und der Staatsoper waren die Spuren immer noch gut zu erkennen. Kastalia hatte die Zeit heil überstanden – im Gegensatz zu Kaiser Franz Joseph, der in Form einer übermenschlich großen Steinfigur die Juristenstiege bewachte. Sein Kopf war abgebrochen, und obwohl man ihn mittlerweile wieder draufgesetzt hatte, ließ die gequälte Miene an heftige Genickschmerzen denken. Oder an die erdrückende Last, das riesige Habsburgerreich regieren zu müssen.

Kastalia wirkte dagegen etwas streng, als wollte sie fragen: Was stehst du hier rum, willst du etwa zu spät kommen?

Katharina musste lächeln, legte dann aber einen Zahn zu und nahm die knapp dreihundert Meter, die das Neue Institutsgebäude vom Hauptgebäude der Universität trennten, im Laufschrift. Bevor sie es betrat, verharrte sie kurz auch hier, um sich in einem der Fenster zu mustern. Sie musste sich nicht vergewissern, ob ihre Frisur saß, denn das nussbraune Haar war seit Kurzem nur mehr streichholzlang und konnte nicht mal vom Januarwind durcheinandergebracht werden. Und dass ihre Kleidung perfekt aufeinander abgestimmt war – zu orangefarbenen Lackstiefeln trug sie eine dunkelviolette Röhrenhose und einen Pullunder mit geometrischem Muster, das beide Farbtöne aufgriff –, hatte sie schon zu Hause überprüft. Nun zückte sie den knallroten Lippenstift, um sich die Lippen nachzuziehen. Sie war noch nicht fertig, als sie eine Bewegung aus den Augenwinkeln wahrnahm.

Sanne Laser, eine junge Studentin im ersten Studienjahr. Sehr bemüht, sehr intelligent, sehr schüchtern. Hastig senkte sie den Kopf, als hätte sie Katharina bei einer zutiefst skandalösen Handlung ertappt. Nun gut, vielleicht waren rot geschminkte Lippen in ihren Augen genau das.

Sanne ihrerseits schien ein wenig aus der Zeit gefallen. Mit ihrer weißen Bluse und dem schwarzen Faltenrock wirkte sie, als hätte es die Achtundsechziger nie gegeben. Und wenn ein Professor den Hörsaal betrat, war sie die Einzige, die sich tatsächlich erhob, wie früher in der Mittelschule.

»Kriegsbemalung«, sagte Katharina und tat so, als würde sie die Verlegenheit der jungen Frau nicht bemerken. »Wussten Sie, dass sich früher vor allem Männer geschminkt haben? Die alten Ägypter zum Beispiel stellten Farbe aus Blüten, Baumrinden und Harzen her und dachten, dass sie so das Wohlgefallen der Götter erregen könnten. Oder die Wikinger, die ihre Augen schwarz mit Kohl umrandeten, einem Farbstoff aus gebrannten Mandeln und Blei, bevor sie in die Schlacht zogen.«

Sanne hob den Blick nicht, aber Katharina glaubte zu bemerken, wie ihre Mundwinkel zuckten. Als sie sich vom Fenster abwandte und das Neue Institutsgebäude betrat, folgte Sanne ihr hastig.

»Das wusste ich gar nicht.«

»Dass Geschichte so bunt sein kann? Tja, oft hört man das Vorurteil, dass wir Historikerinnen bloß in einer Mottenkiste Staub aufwühlen. Aber mir ist Geschichte nie grau erschienen, eher farbenfroh und abwechslungsreich wie ein Gemälde von Hieronymus Bosch. Wer sich damit befasst, sollte in meinen Augen nicht herumlaufen, als wäre er zu einem Begräbnis unterwegs.« Verspätet blieb ihr Blick an Sannes dunklem Faltenrock hängen. Sie biss sich auf die Lippen. »Das war ein bisschen überspitzt ausgedrückt. Entschuldigung.«

»Stimmt es, dass Sie heute ...«, setzte Sanne an.

»Haben *Sie* diesen Bildwerfer bestellt?«, bellte in diesem Moment eine unwirsche Stimme. Zu dem üblichen knarrenden Ton des Paternosters, der in alle sieben Stockwerke führte, gesellte sich das Quietschen von Rädern.

Katharina fuhr herum und sah Josef Schrattenegger auf sie zukommen. Fast niemand nannte den Hausmeister beim Namen, die Leute sprachen von ihm als Hausdrachen, war er doch bekannt dafür, den Studenten die Hölle heißzumachen, wenn sie einen Kaugummi auszuspucken wagten oder – noch schlimmer – eine Zigarette unter den Schuhsohlen zertraten.

Katharina hatte nichts von beidem verbochen, dennoch starrte Schrattenegger erst sie vorwurfsvoll an, dann das Corpus Delicti, das in diesem Fall viel größer war als ein Kaugummi oder eine Zigarette. Das, was er Bildwerfer nannte, war ein Overheadprojektor – Schrattenegger verwaltete die Geräte für Forschung und Lehre.

»Ja.« Trotz seiner finsternen Miene lächelte Katharina ihn freundlich an. »Er wird für die Vorlesung von Professor Holacek benötigt. Können Sie ihn bitte in den Hörsaal III im Keller schieben?«

Der pyknische Mann stemmte die Hände in die Hüften und atmete rasselnd ein. Sie war nicht sicher, ob er seine Erschöpfung bekunden wollte oder Luft für einen Wutanfall holte. Auch sein rotes Gesicht ließ beide Interpretationen zu. »Ein Overheadprojektor für eine Vorlesung, seit wann ist das denn notwendig? Die anderen Professoren brauchen so ein Brimborium doch auch nie. Sie sind die neue Sekretärin von Professor Holacek, oder? Sagen Sie ihm, dass die Lampe unter der Kondensorlinse sehr empfindlich ist, gut möglich, dass die nicht mehr lange funktioniert.«

Katharinas Lächeln schwand. »Herr Schrattenegger ...«

»Wissen Sie denn nicht, dass Sie es mit Fräulein Dr. Katharina Adler zu tun haben?«, rief Sanne empört. Das vorhin noch so schüchterne Mädchen plusterte sich vor dem mürrischen Hausmeister auf und stemmte nun ebenfalls mit glühend rotem Gesicht die Hände in die Hüften.

Aus dem Konzept gebracht, zuckte Schrattenegger etwas hilflos die Schultern. »Und wenn man die Fokussierung oder den Umlenkspiegel verstellen will ...«

»Fräulein Dr. Adler arbeitet schon seit Langem auf der Universität«, fiel Sanne nun ihm ins Wort. »Und das nicht als Sekretärin, sondern als Universitätsassistentin. Sie ist Expertin für Sozial-, Alltags- und Frauengeschichte, einer ganz neuen Disziplin in der Geschichtsforschung. Promoviert hat sie bereits mit fünfundzwanzig – natürlich mit Auszeichnung –, und nun schreibt sie an ihrer Habilitation. Vermutlich wird sie die jüngste Wissenschaftlerin Österreichs sein, die jemals eine solche Arbeit abgeschlossen hat. Letztes Jahr hat sie ein mehrmonatiges Stipendium in den USA bekommen, um von dort wichtige wissenschaftliche Impulse mit nach Österreich zu bringen.«

Der Stiernacken von Herrn Schrattenegger hatte sich einen Ton dunkler gefärbt, sein Gesicht war dagegen etwas blasser geworden. »Ein Verlängerungskabel brauchen Sie aber nicht?«, grummelte er. »Zwei Meter reichen?«

Sanne war noch nicht fertig. »Heute wird sie Professor Holacek vertreten, was bedeutet, dass sie zum ersten Mal hinter dem Katheder stehen wird, ein Anblick, an den wir uns schon bald gewöhnt haben werden.«

»Nach der Lehrveranstaltung lassen Sie das Gerät stehen, den Aufzug zum Lager darf nur ich benutzen«, murmelte Schrattegger. Auch nachdem er verstummt war, bewegte sich sein Mund noch eine Weile, als wäre ausnahmsweise er derjenige, der einen Kaugummi kaute. Der Blick, den er über Katharina schweifen ließ, bewies, dass Sannes Ausführungen seine Achtung nicht gerade hatten wachsen lassen, im Gegenteil. Vielmehr betrachtete er sie ebenfalls wie ein Gerät, und zwar eines, auf das man gut und gern verzichten konnte und dessen Funktionstüchtigkeit unberechenbar war.

Wieder holte Sanne tief Luft.

»Ich glaube, er weiß jetzt, wer ich bin«, sagte Katharina leise.

Während Schrattegger das Weite suchte und den Overheadprojektor einfach stehen ließ, wandte sich Sanne etwas beschämt an sie. »Ich habe doch nichts Falsches gesagt, oder?«

»Nein, nein. Nur sollten wir uns jetzt beeilen. Helfen Sie mir, den Projektor in den Hörsaal zu schieben?«

Katharina trat an das Katheder. Sie fühlte sich wie ein angehender Dirigent, der zu seiner ersten Wagneroper den Takt vorgibt.

So sehr sie es gleich genießen würde, mit ihrem Vortrag zu beginnen, kostete sie doch die Augenblicke gespannter Stille aus, um sich zu sammeln. Das selbstbewusste »Meine sehr geehrten Damen und Herren« war mehr als nur eine Begrüßung, es war eine Ansage.

Bereits zu ihren Studienzeiten hatten ebenso viele junge Frauen wie Männer geisteswissenschaftliche Studiengänge belegt, doch das hielt viele Professoren nicht davon ab, weiterhin nur den Herren einen guten Morgen zu wünschen.

»Willkommen zu ›Geschichte, Quellenkunde und Methodologie«. Ich weiß, dass Professor Holacek für seine heutige Vorlesung angekündigt hat, über die Kategorisierung von Primär- und Sekundärquellen zu referieren. In enger Absprache mit ihm habe ich mich für eine praktische Übung entschieden. Mithilfe konkreter Beispiele will ich demonstrieren, unter welchen Gesichtspunkten sich historische Quellen auswerten lassen.«

Schon dass sie vorhin den Hörsaal mit dem Projektor betreten hatte, hatte ihr manch verwunderten Blick eingebracht. Jetzt entging ihr nicht, dass etliche von den etwa fünfzig Studenten die Augen verdrehten, weil sie sich nicht ans Skript hielt.

Katharina wandte sich ungerührt dem Projektor zu und erweckte das Gerät mit einem hörbaren Surren zum Leben.

»Die Quellen, die ich Ihnen heute präsentieren möchte, stammen aus einem Ordner, den ich im Archiv der Universität Wien entdeckt habe. Die Schlagworte, mit denen dieser beschriftet wurde, verrate ich Ihnen natürlich nicht. Wir wollen schließlich gemeinsam erarbeiten, auf welchen Sachverhalt sie sich beziehen.«

Die erste Folie wurde auf die Wand über der grünen Tafel projiziert. Sie musste das Gerät etwas justieren, damit das obligatorische Kreuzifix und das Porträt von Bundespräsident Rudolf Kirchschläger beim Lesen des maschinengeschriebenen Textes nicht störten. Auf das leise Murren folgten erstaunte Laute. Wenn sich die Studenten mit historischen Quellen befasst hatten, dann immer mit mittelalterlichen Urkunden oder altrömischen Grabinschriften.

»Dieser Text ist weder mit einem Datum noch einem Autorennamen versehen«, erklärte sie, »dennoch lässt eine gründliche Analyse diverse Rückschlüsse zu. Lassen Sie uns ihn zunächst gemeinsam lesen. Wer will ihn vortragen?«

Natürlich meldete sich Sanne als Erste.

»Übermäßige Gehirntätigkeit macht das Weib nicht nur verkehrt, sondern auch krank. (...) Ließe es sich machen, dass sich der weibliche Intellekt dem männlichen gleich entwickeln

würde, so würden die Mutterorgane verkümmern, und wir würden einen hässlichen, nutzlosen Zwitter vor uns haben. Man soll vom Weibe nichts verlangen, als dass es »gesund und dumm« sei. Das ist zwar grob ausgedrückt, aber es liegt in dem Paradoxon eine Wahrheit.«

Noch bevor Sanne die erste Zeile zu Ende gelesen hatte, war ein Kichern in der dritten Reihe zu hören gewesen. Am Ende war daraus ein unverhohlenes Lachen geworden. Katharina kannte den Studenten: Leopold Pichelsteiner.

Sie ignorierte ihn geflissentlich und musterte die Reihen ausdruckslos. »Was könnte uns Rückschlüsse auf die Datierung dieses Textes geben? Auf die Hintergründe seines Entstehens?«

Das Gelächter erstarb, auch sonst wurde es totenstill. Dass Lehrende während einer Frontalvorlesung Fragen stellten, war regelrecht ungeheuerlich.

Sanne meldete sich wieder, und zu Katharinas Erstaunen hob auch Leopold Pichelsteiner die Hand. Dass der überhaupt hier war! Normalerweise sah man ihn hinter Professor Pokorny herscharwenzeln, seines Zeichens Professor für Osteuropäische Geschichte mit Schwerpunkt Babenberger und Habsburger, der sich gerne in die Pose eines Kaisers oder Fürsterzbischofs warf, während Leopold wahlweise die Rolle des Hofschranzen oder Kreuzträgers zukam. Leopold hatte etwas zu große Zähne für seinen recht kleinen Mund und etwas zu viel Ehrgeiz für seine intellektuellen Möglichkeiten. In zwei Studien – Technik und Jura – war er krachend gescheitert, und in seinem Geschichtsstudium machte er fehlendes Faktenwissen gerne mit übertriebener Lobhudelei der Professoren wett.

Als Katharina in seine Richtung nickte, erklärte er mit nörgelem Unterton: »Warum beschäftigen wir uns denn mit so einer merkwürdigen Quelle? Im Proseminar von Professor Pokorny haben wir uns mit der Monumenta Germaniae Historica und dem Babenberger Urkundenbuch befasst, um uns in Siegelkunde, Paläografie und Chronologie zu perfektionieren.«

Es mussten mindestens zwei weitere Hofschranzen anwesend sein, die Pokorny diese Aussage zutragen würden. Katharina machte sich nicht die Mühe, die entsprechenden Studenten ausfindig zu machen, stattdessen erklärte sie ruhig: »Alles, wirklich alles, ob ein Text, ein Bild oder ein Gebrauchsgegenstand, kann Auskunft über die Vergangenheit geben, nicht nur etwas, was in Minuskeln auf Pergament geschrieben und in einer beleuchteten Vitrine ausgestellt steht. Fräulein Laser?«

Sanne erhob sich wieder. »Dieser Text könnte im Zuge der Debatte verfasst worden sein, ob Österreich dem Beispiel Preußens folgt und Frauen zum Hochschulstudium zulässt – was erstmals 1897 passiert ist. Damals wurden Frauen aber nur zum Studium am Philosophischen Institut zugelassen. Es dauerte weitaus länger, bis sie auch Naturwissenschaften studieren durften, ebenfalls nach einer längeren Debatte. Der Text könnte also vor 1897 oder rund um das Jahr 1918 verfasst worden sein.«

Katharina nickte. »Ein durchaus einleuchtendes Argument. Allerdings: Jede Quelle ist wie ein Mosaikstein. Wenn wir vom Wiener Wald nur einen Baum sehen, können wir nicht bestimmen, ob der nicht vielleicht auch in der Steiermark wächst. Erst wenn wir einen größeren Ausschnitt des Gesamtbilds präsentiert bekommen, können wir Aussagen über die Umgebung treffen. Wir schauen uns also weitere Dokumente an, die ich in besagtem Ordner gefunden habe.«

Ehe sie die nächste Folie auf den Projektor legen konnte, gesellte sich zum üblichen Surren des Geräts ein unangenehmes Klackern, als würde sich ein Pulsschlag beschleunigen. Irrte sie sich, oder war das Licht, in dem der Staub tanzte, vorhin noch etwas heller gewesen?

Sie beschloss, die Geräusche zu ignorieren, und konzentrierte sich auf die Quellen: das eigenhändig ausgefüllte Inskriptionsblatt einer gewissen Elise Richter vom Sommersemester 1898, deren Ansuchen um einen Termin für ihr Rigorosum vom 30. April 1901, schließlich die Erlaubnis zur Lehre im Bereich

Romanische Philologie, die ihr 1907 nach der erfolgreichen Habilitation verliehen wurde.

»Was verraten uns diese Dokumente?«

Leopold rutschte unruhig hin und her und platzte plötzlich und ohne sich vorher zu melden heraus: »Soll ich jetzt auch mein Volksschulzeugnis mitbringen? Oder eine Kindergartenzeichnung?«

Wieder ertönte Gekicher. Mit ungehaltenem Blick in seine Richtung erklärte Sanne: »Es scheint sich zu bestätigen, dass die Dokumente in Verbindung mit der Debatte rund ums Jahr 1918 stehen. Die Befürworter der Zulassung von Frauen zu naturwissenschaftlichen Studien haben das Argument von ihrer intellektuellen Minderbegabung nicht gelten lassen, sondern auf erfolgreiche Absolventinnen wie Elise Richter verwiesen.«

Katharina nickte wieder. »Sehr gut, vielen Dank. Lassen Sie uns noch eine weitere Quelle betrachten, um eine dezidierte Einordnung vornehmen zu können.«

Diesmal las sie den Text, der auf die Wand projiziert wurde, selbst vor: »*Die hormonellen Wellenbewegungen, die durch die Menstruation hervorgerufen werden, tangieren die weibliche Psyche dermaßen, dass man von einer Verminderung ihrer Verstandeskräfte ausgehen muss. Fragt man überdies die vergleichende Anatomie um Rat, so kommt diese eindeutig zum Schluss, dass das Gehirn, der Sitz des Verstandes, bei Frauen weniger ausgebildet ist als bei den Männern.*«

Schon die ersten Worte waren in allgemeinem Raunen untergegangen. Noch nie hatte jemand in diesen Gemäuern das Wort »Menstruation« in den Mund genommen.

Sogar Sanne schien es kurz die Sprache verschlagen zu haben, nur Leopold rief spöttelnd: »Das dürfte ein Zeitgenosse verfasst haben, der sich recht gut mit Frauen auskennt.«

Sanne warf ihm einen giftigen Blick zu, Katharina blieb gelassen. »Dass er auf die Anatomie verweist, lässt Rückschlüsse auf seinen Hintergrund zu. Dieser Text stammt offensichtlich

aus der Feder eines Arztes. Gut möglich, dass er Professor am Medizinischen Institut war. Was bedeuten könnte, dass damals nicht nur allgemein der Zugang von Frauen zu naturwissenschaftlichen Fächern, sondern zum Medizinstudium diskutiert wurde. Schauen wir, ob die nächste Quelle diese Vermutung bestätigt.«

Nun wanderte ein Prüfungsprotokoll auf den Overheadprojektor. Täuschte sie sich, oder flackerte das Licht mittlerweile? Unauffällig kontrollierte Katharina das Stromkabel, aber es schien fest verankert.

»Hier haben wir das Zeugnis einer gewissen Gabriele Posanner nach dem Ablegen ihrer mündlichen Prüfungen. Sie hat in der Schweiz Medizin studiert, wie der Verweis am Ende des Zeugnisses zeigt. Dort war es für Frauen schon länger möglich, Medizin zu studieren. Im Fach Chirurgie hat sie eine Fünf bekommen, in Geburtshilfe mit Einschluss der Frauenkrankheiten ebenfalls eine Fünf, in Hygiene eine Fünf und in Gerichtlicher Medizin eine Fünf.«

Pichelsteiner klopfte auf das Pult, wie es Studenten normalerweise nach der Vorlesung als Zeichen des Respekts machten. »Na also, quod erat demonstrandum! Frauen sind für ein Medizinstudium nicht geeignet. Wie denn auch, man nennt sie ja nicht grundlos das schwächere Geschlecht.« Wieder ertönte das Trommeln, während Sanne ihre Hände zu Fäusten ballte.

»Ich freue mich, dass Sie sich langsam für Quellen jenseits der Babenberger Urkunden erwärmen«, warf Katharina ein. »Aber ob das hier wirklich die Rückschlüsse zulässt, die Sie ziehen, bezweifle ich. Fällt noch jemandem etwas dazu ein?«

Sie sah förmlich, wie es in Sannes Kopf ratterte und wie verzweifelt sie sich wünschte, etwas beizutragen, doch vor ihr meldete sich eine Studentin in der letzten Reihe. »Wie Sie schon sagten, das Zeugnis wurde in der Schweiz ausgestellt, was bedeutet, dass es sich hierbei um ein eidgenössisches Diplom handelt. Und das Notensystem ist dort diametral zu unserem. Die Note Fünf ist in Wahrheit ein Sehr gut.«

»Und das bedeutet ...«

»Das bedeutet, dass Gabriele Possanner ihre Prüfung mit Auszeichnung abgelegt hat, nämlich ausschließlich mit Bestnoten«, rief Sanne.

»Das bedeutet, dass wir heute anstelle einer normalen Vorlesung nur Emanzengeschwafel geboten bekommen«, grummelte Pichelsteiner.

»Ich bitte doch sehr, ernsthafte Forschungen nicht als Geschwafel zu diskreditieren«, mahnte Katharina kühl. »In unserem Kreis befindet sich schließlich kein Fachfremder. Der Historiker weiß, dass das Quellenstudium nicht nur Fundament unserer Disziplin, sondern eine exakte Wissenschaft ist. Es geht darum, diese Quelle einzuordnen, nicht etwas in sie hineinzuzinterpretieren. In der Tat handelt es sich bei dem einen Text um das Gutachten eines medizinischen Professors für den Akademischen Senat. Bei der Frage, ob Frauen Medizin studieren dürfen, bedient er sich wie viele seiner Zeitgenossen des Arguments der ›zerebralen Unterkapazität‹, aber ...«

Sanne blieb ausnahmsweise sitzen, als sie ihr ins Wort fiel: »Aber der Akademische Senat machte nicht nur dieses Gutachten zur Grundlage seiner Entscheidung. Die Fürsprecher des Frauenstudiums verwiesen zum einen auf die erste österreichische Studentin, die derart hochbegabt war, dass sie nicht nur überdurchschnittlich schnell die Doktorwürde, sondern sogar eine Lehrerlaubnis erlangte. Und zum anderen auf eine der ersten Medizinerinnen des deutschsprachigen Raums, die auf dem Feld der Naturwissenschaften Großes zu leisten imstande war.«

Katharina nickte. »Eine sehr gute Zusammenfassung. Dem ist nichts weiter hinzuzufügen. Damals war es ungewohnt, Frauen im Hörsaal anzutreffen, aber aus guten Gründen hat sich ihre Präsenz durchgesetzt. Sehen wir uns die nächste Quelle an.«

Sie war noch dabei, eine weitere Folie aus ihrer Mappe zu ziehen, als das Summen und Klackern des Geräts plötzlich verstummten. Stattdessen war eine Art verzweifelt Quieken zu hören. Nicht nur begann der Umlenkspiegel, der das Bild

auf die Wand projizierte, mit einem Mal zu sinken, auch die Lampe zuckte wie eine Kerze im Zugwind – und dann war es schlagartig finster. Das Kruzifix und Bundespräsident Kirchschläger hatten die Wand wieder für sich allein. Den Umlenkspiegel wieder zu fixieren war für Katharina ein Leichtes, aber das Gerät blieb auch tot, nachdem sie die Stromverbindung überprüft und es mehrfach ein- und ausgeschaltet hatte.

»Frauen und Technik halt.«

Sie musste nicht aufschauen, um zu wissen, dass Leopold Pichelsteiner grinste.

Sie grinste ebenfalls. »Und dabei wollte ich Ihnen gerade ein handschriftliches Dokument von Käthe Böhm präsentieren. Sie war die erste Studentin, die an der Technischen Hochschule Wien das Studium Elektrotechnik abgeschlossen hat und zu einer der größten Expertinnen in Sachen Elektrifizierung wurde. In den USA hat sie dieses Thema erforscht, später die neuesten Elektrogeräte nach Wien gebracht – die Waschmaschine, den Kühlschrank, den Staubsauger, den Mixer und ja, auch den Vorläufer des Overheadprojektors. Ich gestehe, mir fehlt die entsprechende Kompetenz hierfür, deswegen muss ich mich wohl mit der Tafel begnügen. Herr Pichelsteiner, Sie sind doch sicher so nett, den Projektor nach der Vorlesung zu Herrn Schrattenegger zurückzubringen und ihm in meinem Auftrag mitzuteilen, dass er leider beschädigt wurde? Er wird ein wenig ärgerlich sein, aber da Sie zum *starken* Geschlecht gehören, bin ich überzeugt, Sie treten ihm heldenhaft entgegen.«

Hilflos sah Leopold Pichelsteiner sich nach Verbündeten um, doch niemand bot ihm an, sich an seiner statt mit einem kaputten Gerät vor den Hausdrachen zu wagen. Die strebsame Sanne lachte unterdrückt, und Katharina entging es nicht, dass auch viele andere grinsten.

»Bevor wir uns der nächsten Quelle widmen, möchte ich Ihnen eine wichtige Lektion mitgeben«, fuhr Katharina mit gleichmütiger Miene fort. »Legen Sie den Tunnelblick ab. Nicht nur alte Chroniken und Annalen, die bewusst für die Nachwelt

verfasst wurden, sind wertvolle Quellen, nicht nur die Mächtigen, ob Könige und Kaiser oder Päpste, Objekt der Geschichtswissenschaft. Bei mir lernen Sie nicht Herrschergeschichte, sondern Menschengeschichte, und ich fühle mich nicht erst in meinem Element, wenn ich ein Museum betrete. Ja, bringen Sie ein Volksschulzeugnis oder eine Bedienungsanleitung für eine Trockenhaube, einen Liebesbrief Ihrer Urgroßmutter oder ein altes Kochbuch mit. Nichts davon ist wertlos. All das sollten wir vorurteilsfrei betrachten, um herauszufinden, was es uns über die Vergangenheit erzählen kann.«

2. KAPITEL

1932–1936

Jule lernte an ein und demselben Tag zu lesen und einen Apfelstrudel zu backen.

Das Lesen lernte sie nicht von ihrer Lehrerin. Die war streng und ungeduldig. Wenn ein Mädchen etwas nicht sofort begriff, strafte sie es, indem sie an seinen Zöpfen zog. Jules Zöpfe waren lang und glänzend, an denen zog sie besonders gern. Jule schluckte dann die Tränen hinunter – und die Wörter gleich mit dazu. Buchstaben blieben für sie ein riesiger Heuhaufen aus Strichen und Kreisen. In einem Heuhaufen konnte man keine Stecknadel finden, im Buchstabenberg keinen Sinn.

Backen lernte sie nicht von ihrer Mutter. Die war zwar nicht streng, aber ungeduldig. Ruckzuck musste alles gehen.

»Wer weiß, was er vom Leben will, der fackelt nicht lange«, sagte Lia Gartner oft.

Vor allem wusste sie, was sie vom Leben *nicht* wollte – eine dumme, arme, ausgebeutete Frau bleiben wie so viele Fabrikarbeiterinnen in Niklasdorf, jenem kleinen Ort in der Steiermark, wo sie geboren war und sterben würde. Sie las viel, engagierte sich für die Partei, hasste es zu warten. Waren die Kirschen im Garten im August noch nicht rot, verfluchte sie den Baum und begann die noch grünen zu pflücken. Wenn die Hasen, die allesamt Hansi hießen und vor Kurzem noch liebevoll von Lia gestreichelt worden waren, groß und rund waren, hielt sie sich nicht mit Sentimentalitäten auf. »Zeit wird's«, sagte sie

und drehte ihnen das Genick um. Verweigerten die Töchter den Hasenbraten, den Lia aus ihren geliebten Haustieren gemacht hatte, knallte sie ihnen die volle Gabel gegen die Zähne. »Gegessen wird.«

Nur einmal bedauerte sie eine Entscheidung. Nach zwei Töchtern sollte es keine weiteren Kinder geben. Die Kirschen, die Hasen, der karge Lohn in der Fabrik, das alles reichte nicht für mehr Nachwuchs. Ruckzuck griff sie dann immer zur Stricknadel – »Wenn's sein muss« –, ruckzuck kam's zur Blutung, und die leidige Sache war erledigt. Eine Schwangerschaft aber hatte sie zu lange übersehen. Wie dumm – als würde man dunkelrote Kirschen am Baum hängen lassen. Wieder griff sie zur Stricknadel, musste etwas stärker als sonst die Zähne zusammenbeißen und deutlich länger warten, bis die Blutung einsetzte. Das Kind war groß genug, um zu erkennen, dass es jener Sohn gewesen wäre, den sie sich immer gewünscht hatte.

Ausnahmsweise nahm sie sich die Zeit, den Ungeborenen unterm Kirschbaum zu vergraben, sonst landeten die Klumpen im Plumpsklo. Und sie nahm sich Zeit zu weinen, verlor allerdings bald die Geduld mit den Tränen. Wofür brauchte sie einen Sohn, solange sie ihre Hasen hatte und ihren Mann, den Franzl, ja auch.

Nein, in ihrem Leben fehlte es nicht an Männern, sondern an Unterhaltung. Von klein auf hatte sie gerne Fortsetzungsromane in Zeitungen gelesen, jetzt gründete sie die erste Arbeiterinnenbibliothek von Niklasdorf.

»Und die Jule kann noch gar nicht lesen?«, fragten die hämischen Verwandten.

Ein paarmal knallte die Mutter ihr die Buchstaben um die Ohren – wie die Gabel gegen die Zähne. Bei der Gabel nutzte es etwas, die Schranke im Kopf blieb.

»Wird schon werden«, sagte Lia und fand, dass das im Grunde nicht ihre Angelegenheit war. Sie sorgte dafür, dass ihre Töchter genug zu essen bekamen und immer sauber gekleidet waren, das musste reichen.

»Und die Jule kann noch gar nicht backen?«, fragte die Verwandtschaft noch hämischer, das war 1932, als Jule acht war.

Die Mutter zuckte die Schultern. Mit dem Backen hatte sie keine Freud, erst recht nicht, wenn's um Apfelstrudel ging. Mit so viel Bedacht musste man Zutaten abwiegen, verkneten, behutsam den Strudelteig ausziehen. Kirschmarmelade einkochen – darin war sie besser, das machte nicht so viele Umstände. Sie übersah dabei sowohl Kerne als auch Würmer, und wenn die Töchter darüber klagten, sagte sie: »Schluck's oder spuck's aus.« Sie selbst hielt es mit allem, was ihr das Leben auftischte, schließlich auch so und kam bestens durch damit. Nach der ersten Arbeiterinnenbibliothek rief sie das erste sozialistische Arbeiterinnentheater ins Leben und spielte begeistert Bäuerinnen und Wirtinnen.

Die Großmutter war sanfter. Sie weihte Jule in die Geheimnisse des Apfelstrudels ein, als die sie einmal in Bruck an der Mur besuchte. Von Niklasdorf war es ein langer Fußweg dorthin, nicht ungefährlich, manchmal traf man fahrendes Volk auf der Straße, von dem es hieß, dass es kleine, blonde Mädchen raubte.

Jule kam sicher in Bruck an.

»Schau«, sagte die Großmutter und zeigte ihr das alte Rezeptbuch, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Eigentlich hatte sie es längst ihrer Tochter geben wollen, aber die interessierte sich nur für ihre Fortsetzungsromane. Sehnsüchtig schaute die Enkeltochter auf die Bilder und traurig auf die Buchstaben.

»Ich kann doch noch nicht lesen.«

»Dann lese ich dir eben vor. Und danach backen wir gemeinsam den Strudel.«

Sorgfältig vermischte sie Weizenmehl, Wasser, Öl und Salz, knetete alles zu einem weichen Teig, wischte den Küchentisch blitzblank, stäubte Mehl darauf und begann den Teig erst auszuwalken, dann auszuziehen. »Strudelteig ist erst dann dünn genug, wenn er auf allen Seiten über der Tischkante hängt und

man eine Zeitung darunter lesen kann. Immer weiter muss man daran ziehen, ganz vorsichtig, damit er nicht reißt. Willst du es probieren?«

Ganz langsam wurde der Teig immer dünner, während die Großmutter Äpfel entkernte und fein schnitt – die eine Hälfte war frisch, die andere Hälfte lange im Keller gelagert und darum schon mürbe. Außerdem mahlte sie Brösel aus zwei Tage alten Semmeln und verrührte sie mit Zimt, Zucker und Butter und natürlich Rosinen.

Als die Füllung fertig zubereitet war, schob Jule eine Zeitung unter den Teig.

»Da steht, dass am 24. April 1932 die Nationalsozialisten bei den Gemeinderatswahlen in der Steiermark starke Stimmengewinne eingefahren haben.«

Die Großmutter ließ fast die Schüssel mit der Strudelfüllung fallen. »Du lieber Himmel, du kannst ja lesen!«

»Ja«, sagte Jule stolz, »weil der Teig dünn genug ist.« Und weil die Buchstaben plötzlich einen Sinn ergaben. Nun ja, fast. Wer die Nationalsozialisten waren, wusste sie nicht.

Sie verteilten die Füllung auf dem Teig, rollten ihn vorsichtig ein, bestrichen ihn mit Butter, und im Backrohr färbte er sich langsam goldgelb. So knusprig war der Teig, so saftig und süß das Innere.

Feierlich übergab die Großmutter ihrer talentierten Enkelin das Familienkochbuch. Und Jule machte weiter – mit dem Lesen und mit dem Backen.

Die Lehrerin zog Jule immer noch an den Zöpfen. Zwar konnte diese jetzt lesen, mit der Zeit auch halbwegs flüssig, aber sie schrieb nicht schön. Das kleine B geriet zu dickbäuchig, das kleine I war fast so lang wie das L. Sie schluckte Schmerzenslaute und Tränen hinunter, aber ihre Hände verkrampften sich. Die nächsten Buchstaben waren dann nicht mehr zu dick und zu lang, sondern klein und gekrümmt. Mit dem Lineal schlug die Lehrerin ihr auf die Finger.

Diese hörten nur zu schmerzen auf, wenn sie einen Teig kneteten. Es war so viel leichter, ihm die richtige Form zu geben als den Buchstaben. Ihre Finger kneteten in den Teig Eier und Mehl, Butter und Zucker, Leid und Freud. Das Kochbuch der Großmutter kannte Jule irgendwann auswendig, und schon früh machte sie die Erfahrung, dass die meisten Frauen Kochbücher auf zwei Beinen waren. Jede hatte mindestens ein Lieblingsrezept im Kopf, das von Generation zu Generation weitergegeben wurde, und wenn Jule mit schüchternem Lächeln danach fragte, wurde nicht nur das Rezept preisgegeben, sondern auch eine ganze Menge an Lebensgeschichten. Wie der Tropfen Mandellikör im Rahmschmarrn verliehen sie dem Gericht erst seinen unvergleichlichen Geschmack.

Eine ihrer Tanten war bekannt für ihren köstlichen Heidelbeerkuchen. Einen hatte sie gebacken, als ihre kleine Schwester Martha nach Amerika ausgewandert war. Hier in Niklasdorf hätte sie keine Zukunft gehabt, die Männer sofften und prügeln sich zu viel und verdienten zu wenig in der Fabrik – oder waren leidenschaftliche politische Schwafler wie Jules Vater Franz, der gerne erzählte, dass Jesus der erste Kommunist gewesen sei und auf der Welt Frieden herrschen würde, wenn alle die gleiche Sprache sprächen, weswegen er Esperanto lernte. Jules Mutter jagte ihn kurzerhand aus dem Haus, wenn ihr seine Vorträge zu bunt wurden. Dann machte er sich auf zu langen Märschen auf der Mugel, dem höchsten Berg in der Nähe, was für Stille im Haus sorgte, aber nicht für Geld.

In Amerika hingegen wuchs das Geld auf der Straße. Nur bücken müsse man sich und es aufheben. Das behauptete jedenfalls der windige Geselle, der in Niklasdorf auftauchte und Martha umgarnte, dem sie erst ihr Herz anvertraute, dann die heimlichen Ersparnisse und zuletzt ihre Zukunft. »Er heiratet mich und nimmt mich mit nach Amerika«, verkündete sie.

Die Familie ahnte, dass das nicht gut ausgehen würde, vor allem, als nur mehr vom Mitnehmen die Rede war, nicht mehr vom Heiraten. Davon abbringen ließ Martha sich trotzdem

nicht, also backte die Tante einen ihren viel gerühmten Heidelbeerkuchen und gab ein großes Fest für sie. Wieder sofften und prügelten sich die Männer, Jules Vater hielt seine Reden. Nur konnte Lia ihn diesmal nicht auf die Mugel schicken, denn von dort war er gerade erst heimgekommen. Die Heidelbeeren hatte er mitgebracht, kein Heidelbeerkuchen schmeckte so gut wie der mit den Beeren von der Mugel. Von nun an stiegen der Tante immer Tränen in den Augen, wenn sie diesen Kuchen backte. Aus Genua hatte Martha noch eine letzte Postkarte geschickt, danach hörten sie nie wieder von ihr.

Eine weitere Tante, die einen hellsichtigen Mann hatte, kannte das Rezept für herrliche Nusspotize. Kurz bevor ihr Bruder bei einem Fabrikunfall starb, hatte ihr Mann ihn an seinem Bett stehen sehen, und dass der Schwager zwischen Auto und Friedhofsmauer eingeklemmt wurde, hatte ihm bereits eine weitere Vision verraten, als er eine Woche zuvor die Stiefmütterchen am Grab der Mutter gießen gegangen war. Der Tante war das unheimlich. Welcher Mann sah solche Dinge? Welcher Mann goss Stiefmütterchen am mütterlichen Grab? Welcher Mann heulte so viel? Denn schwermütig war er auch. Manchmal band er sich einen Strick um den Hals, stellte sich auf den Tisch in der Stube und machte den Strick am Lampenhaken fest. Kam seine Frau dazu, schrie sie jedes Mal entsetzt auf und flehte ihn an, sie nicht allein zu lassen. Heulend schnitt er dann den Strick durch, und sie machte ihm Nusspotize mit Nüssen und Kürbiskernen.

Eines Tages war es anders. Jules Tante war seiner schon recht überdrüssig, weil er die Toten besser sah als die Lebenden. Sie zumindest sah er nicht, erst recht nicht all die Lasten, die sie trug, um die Familie zu ernähren. Als er einmal mehr auf dem Küchentisch stand, sagte sie daher trocken: »Dann bring dich halt um, aber die Lampe ist leichter als du, der Haken wird nicht halten.«

Da wurde er wütend. Mit dem Strick um den Hals sprang er vom Küchentisch und verpasste ihr eine Ohrfeige. Noch nie

hatte er sie geschlagen, doch so sehr es auch schmerzte, insgeheim war die Tante erleichtert. Ein Mann, der seine Frau schlug, war normaler als einer, der Stiefmütterchen goss, Tote sah und weinte. Nun weinte *sie*, und er tröstete sie hilflos. Die Nusspotize, die sie an diesem Abend mit besonders vielen Nüssen und Kürbiskernen machte, schmeckte so köstlich wie noch nie.

Jule hatte keine Mühe, sich all die Rezepte zu merken und nachzubacken. Doch als sie zwölf war, kam der Tag, als Hildchen starb, ihre Lieblingscousine. Zum Spielen hatte Hildchen nie Lust, und so schwammen sie gern in der eiskalten Mur, jenem Fluss, der Niklasdorf teilte, ließen den jeweiligen Hansi von Lia auf der Wiese Löwenzahn mümmeln, jagten ihm hinterher, wenn er ausbüxte, und plünderten heimlich die Speisekammer der Mutter. Es gab nicht viel zu plündern, die Kirschmarmelade mit Kernen und Würmern hasste auch Hildchen. Dafür mochte sie den Ribiselsaft, obwohl der sauer war, weil die Mutter immer am Zucker sparte. Hildchen brauchte Süße so wenig wie Wärme oder einen festen Boden unter den Füßen. Sie liebte es, auf den Kirschbaum zu klettern, und als Jule den Mut gefasst hatte, ihr auf den höchsten Ast zu folgen, schlug ihr Hildchen einen Pakt vor.

»Dass wir zusammenhalten, egal was kommt.«

Für Jule war das selbstverständlich, dafür musste sie keinen Pakt schließen. Sie tat es dennoch, weil Hildchen darauf beharrte. Ihrerseits wollte sie Hildchens Rezept für ihren Lieblingskuchen wissen.

»Nach Rezept zu backen ist doch langweilig!«, rief Hildchen. Dann eilte sie in die Küche, um frei nach Lust und Laune zusammenzuschütten, was immer ihr in die Hände kam, und heraus kam ein wunderbarer Gugelhupf.

»Siehst du? Manchmal muss man sich auf ein Abenteuer einlassen!« Sie aßen den Kuchen schmatzend, und Jule verschwieg, dass sie heimlich die Mengen im Kopf überschlagen und sie sich gemerkt hatte.

Sie backte den Gugelhupf am Tag von Hildchens Beerdigung.

Irgendwann hatte diese es nicht mehr in der kalten Mur ausgehalten und es auch mit dem ausbüxenden Hasen nicht mehr aufnehmen können. Leukämie, diagnostizierte der Arzt.

Einen ganzen Sommer noch hatte es den Anschein, als würde es der Cousine wieder besser gehen und sie zu alten Kräften kommen, doch am Ende war sie, die sie immer schneller gewesen war als die Hansis, selbst der Hase. So viele Haken sie auch schlug, der Tod packte sie am Genick und zog ihr das Fell ab. Ruckzuck.

Draufgängerin hatte man Hildchen oft genannt, und Jule hatte gedacht, damit seien besonders unbezähmbare, mutige, starke Frauen gemeint. Nun erst verstand sie, was Draufgehen bedeutete.

Bei Rezepten gab es solche Mehrdeutigkeiten nicht. Drei Esslöffel Zucker waren drei Esslöffel Zucker. Jules Brust verkrampfte sich, doch ihre Hände arbeiteten weiter und backten gegen den Schmerz an. Der Gugelhupf, den sie nach Hildchens Tod zubereitete, schmeckte genauso, wie diese ihn damals frei nach Lust und Laune gebacken hatte, was bedeutete, dass sie die Mengen noch richtig im Kopf hatte. Um sie nicht doch noch zu vergessen, setzte sie sich hin und schrieb das erste Rezept ihres Lebens auf. Ihre Buchstaben waren so schwungvoll und schön wie noch nie.

»Aber im Rechnen bist du immer noch schlecht«, sagte die Lehrerin und zog sie so lange an den Zöpfen, bis ihr alles Unbezähmbare, Starke, Mutige, das sie sich von Hildchen abgeschaut hatte, verging.